

HEYNE <

ZUM BUCH

Es war ein gutes Gefühl, wieder hier zu sein. Während sie Evies Hand hielt und den Anblick der Landschaft in sich aufnahm, wunderte Daphne sich, wie grün sie war, wie ursprünglich und unberührt. Das kobaltblaue Meer überspülte rhythmisch den braungrauen Sand, der dem leuchtenden Grün alter gekrümmter Olivenbäume wich. Auf den glänzenden Zitronenbäumen leuchteten helle Sonnenflecken, während Brombeersträucher sich unter den weinfarbenen Beeren bogen. Und natürlich wurde all dies von den hohen, schlanken jägergrünen Zypressen hoheitsvoll bewacht. Daphne holte tief Luft und füllte die Lungen mit Seeluft. Sie wusste, dass die salzige Feuchtigkeit bald durch die typischen Inselgerüche von Rosmarin, Basilikum und Rosen ersetzt würde.

ZUR AUTORIN

Yvette Manassis Corporon ist Drehbuchautorin, Redakteurin und derzeit Produzentin der prominenten Nachrichtenshow »Extra«. Für ihre Arbeit wurde sie mehrfach mit renommierten Preisen – unter anderem einem Emmy Award – ausgezeichnet. Corporon ist mit dem Fotojournalisten David Corporon verheiratet. Das Paar hat zwei Kinder und lebt in New York.

Yvette Manassis Corporon

DAS FLÜSTERN
DER
ZYPRESSEN
ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Antoinette Gittinger

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe WHEN THE CYPRESS WHISPERS
erschien bei HarperCollins, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 07/2014
Copyright © 2014 der Originalausgabe
by Yvette Manassis Corporon
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Redaktion: Eva Philippon
Umschlaggestaltung: t. mutzenbach design, München
unter Verwendung von © shutterstock; plainpicture/Sheltered
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41766-3

www.heyne.de

Für meine Mutter und meine Yia-yias

»Denn, wider mein Verhoffen und
Erwarten noch Entkommen, bring ich
vielen Dank den Göttern dar.«

Sophokles

PROLOG

Errikousa, Griechenland

August 1990

»*Yia sou, Yia-yia*«, rief Daphne, als sie die alten Steinstufen hinunterrannte. Auf der unbefestigten Straße war es nur ein knapper halber Kilometer bis hinunter zum Strand, aber der ängstlichen Zwölfjährigen erschien die Strecke unendlich lang. Sie rannte den gesamten Weg, hielt nur einmal kurz an, um sich eine Brombeere von einem Busch am Wegrand zu pflücken, dessen pralle Frucht zu dunkelglänzend, schwer und süß aussah, um der Verlockung zu widerstehen – selbst für ein Mädchen, das in einer Mission unterwegs war.

Sobald Daphnes Füße den karamellfarbenen Sand berührten, ließ sie ihr Handtuch fallen. Sie nahm sich nicht einmal die Zeit, aus ihren weißen Keds zu schlüpfen, sondern schüttelte sie einfach ab, während sie zum Wasser hinunterrannte. Die schnürsenkellosen Sneaker landeten erst links, dann rechts auf dem unberührten Strand. Daphne hatte schon vor Langem festgestellt, dass Schnürsenkel einfach lästig waren.

Schließlich verlangsamte sie ihr Tempo, ging behutsam balancierend weiter, die Arme ausgestreckt, um das Gleich-

gewicht zu halten, hinweg über die schwarzen Felsen, die die Küste säumten. Sie gab einen kleinen Seufzer von sich, als sie schließlich das kühle Wasser des Ionischen Meers an den bloßen Füßen spürte.

Daphne lief ins Meer hinein, bis die untere Hälfte ihrer schlanken Oberschenkel im Wasser versank. Sie hob beide Arme über den Kopf und legte die Fingerspitzen zusammen, beugte die Knie, stellte sich dann auf die Zehenspitzen und stürzte sich mit elegantem Schwung ins Wasser. Als sie schließlich im ruhigen, klaren Wasser untergetaucht war, öffnete sie die Augen.

Da waren sie, so wie sie sie letzten Sommer zurückgelassen hatte – ihre schweigsamen Unterwassergefährten. Daphne lächelte, als sie die schwarzen stacheligen Seeigel entdeckte. Dann ruderte sie mit den Armen und strampelte mit den Beinen, um zu wenden und einen Blick auf die knöchelgroßen Rankenfußkrebse zu werfen, die sich an die Felsen unter Wasser klammerten. So weit ihr Auge reichte, sah sie Fische, Fische in verschiedenen Formen und Größen, deren Namen sie nur auf Griechisch kannte. *Tsipoura*. *Barbounia*. Sie erwog keine Sekunde lang, die englischen Bezeichnungen zu lernen. Wozu auch? Schließlich fragten die Kids sie nach ihrer Rückkehr nie, wie sie ihren Sommer verbracht hatte oder wie die Fische genannt wurden. Die Wahrheit war, dass sie überhaupt nicht mit ihr redeten.

Daphne blieb Stunden im Meer, tauchte, schwamm und träumte vor sich hin, fühlte sich im Wasser keine Sekunde lang einsam oder verängstigt. Sie war nicht wie die anderen Mädchen, die sich vor dem fürchteten, was unter der Wasseroberfläche lauern könnte. Sie war gern hier, allein, in der Stille ihrer kleinen Bucht. Das Meer richtete nicht

über sie, sondern hieß sie willkommen, ja, lud sie ein. Dem Meer war es gleichgültig, dass Daphnes abgelegter Badeanzug zu groß, das Gummiband durch Cousine Popis aufblühende Kurven ausgeleiert war. Es machte nichts aus, dass Daphnes Haar sogar jetzt, Tausende Meilen vom Imbissstand entfernt, noch immer den leicht penetranten Geruch nach Fett ausströmte.

All das spielte hier keine Rolle. Das Meer taufte sie jeden Sommer wieder, ließ alles neu, frisch und rein erscheinen. Daphne stellte sich immer vor, dass die Erde und die Felsen, die auf beiden Seiten der Bucht emporragten, schützende Arme seien, die sie liebkosten und einen sicheren kleinen Pool bildeten, in dem sie schwimmen konnte. Hier fühlte sie sich sicher vor den Geheimnissen des offenen Meers und den Blicken der Mädchen, deren sommerprossige Haut nach Erdbeerlotion roch.

Auch wenn ihre Muskeln zu zucken begannen und ihre Lungen schmerzten, weil sie immer ein paar Sekunden zu lang die Luft anhielt, war sie immer noch nicht bereit, ihren Wasserspielplatz zu verlassen. Daphne drehte sich lediglich auf den Rücken, ließ sich dahingleiten und blickte zum Himmel hoch, der unnatürlich blau war und mit hellen, federigen Wolken überzogen. Wolken, die Daphne wie zarte Seidenfäden erschienen, die die Vollkommenheit des Himmels noch verstärkten.

Kein Wunder, dass Athene wütend war. Ich wette, so sah Arachnes Seide aus, dachte Daphne, als sie sich an die Geschichte erinnerte, die Yia-yia ihr über das eitle Mädchen erzählt hatte, das in eine Spinne verwandelt wurde, weil es sich brüstete, besser weben zu können als die Göttin. Daphne lächelte und erzählte sich die Geschichte selbst

noch einmal, während ihre Finger im Wasser paddelten und die aufkommende Flut gegen ihren gewichtlosen Körper schlug.

Schließlich ließ Daphne den Blick an sich hinabgleiten und bemerkte die verräterischen Zeichen, dass sie es erneut getan hatte – zu lange im Wasser zu verweilen. So gern sie auch geglaubt hätte, dass sie eine der legendären Meer-nymphen sei, die in diesen Gewässern herumtollten, war die traurige Wirklichkeit, dass sie lediglich eine Sterbliche war. Ihre gewöhnlich olivfarbenen Finger waren jetzt gräulichweiß, und ihre Haut war faltig und fahl. Es wurde Zeit, dass sie ans trockene Land zurückkehrte.

Als Daphne alles aufsammelte, was sie über den Strand verstreut hatte, warf sie einen Blick auf die Uhr: 13 Uhr 45, später, als sie vermutet hatte. Sie wusste, dass Yia-yia das Mittagessen zubereitet hatte, jetzt im Patio auf und ab ging und auf die Rückkehr ihrer geliebten Enkelin wartete.

»Yia-yia wird mir den Hals umdrehen«, sagte Daphne, obwohl niemand sie hören konnte. Oder doch? Sie ließ den Blick über den kleinen Strand schweifen, hatte das seltsame Gefühl, als werde sie beobachtet, als könne sie jemand in der Ferne belauschen. Es hörte sich an wie eine singende Frauenstimme ... leise und vertraut, und doch so schwach und verschwommen, dass Daphne sich nicht sicher war, was es war.

Sie wandte sich wieder dem Meer zu und hob ihr Handtuch auf, um es auszuschütteln. Sie schloss die Augen, um sich vor dem Sand zu schützen, und bewegte die Arme auf und ab, sodass das Handtuch an eine fliegende Möwe erinnerte. Plötzlich wurde der Wind stärker und klatschte gegen ihre feuchte Haut. Sie grub die Fersen in den Sand, um

nicht zu fallen, und verstärkte den Griff um die Zipfel des Handtuchs, das jetzt wie eine Flagge an einem stürmischen Wintertag flatterte.

Die Augen noch immer geschlossen zum Schutz vor dem Sand, der ihr brennend ins Gesicht schlug, hörte sie das Rauschen der Zypressen, als der Wind an den Ästen rüttelte. Sie erstarrte. Da ... da war es. Sie hörte es. Dieses Mal war sie sich sicher. Sie ließ das Handtuch los, öffnete die Augen und beobachtete, wie es der Zephyr den Strand hinuntertrug. Sie wusste, dieses Mal hatte sie es gehört.

Daphnes Herzschlag ging schneller. War es möglich? War es wirklich und endgültig wahr? Soweit sie sich erinnern konnte, hatte Yia-yia ihr die Legende vom Flüstern der Zypressen erzählt. Leise und ehrfurchtsvoll hatte ihre Großmutter darauf bestanden, dass die Zypressen ihre eigene Geheimsprache besaßen, die in der sanften Morgenbrise von Baum zu Baum getragen wurde und wieder verstummte, wenn die Stille des Nachmittags eintrat. Immer wieder hatte die alte Frau Daphne gebeten zu lauschen. Und immer wieder hatte Daphne versucht, die Wahrheiten zu hören, die sie, wie Yia-yia beschwor, verkündeten, die Antworten zu vernehmen, die sie im Wind flüsterten, doch es war ihr nicht gelungen.

Bitte, bitte, spricht zu mir, flehte Daphne, und ihre Augen weiteten sich hoffnungsvoll. Sie legte die Hände auf die Brust und hielt den Atem an, um noch einmal zu lauschen, ohne durch irgendetwas abgelenkt zu werden. Sie drehte den Kopf in die Richtung, aus der die Stimme zu kommen schien, dem äußersten Ende der Bucht, wo die Baumgruppen und das Unterholz so dicht waren, dass nicht einmal sie den Mut besaß, diese Abkürzung nach Hause zu

nehmen. Durch das Atemanhalten geschwächt, wartete Daphne und betete.

Dieses Mal hörte sie nichts, nur das dumpfe Gluckern ihres leeren Magens.

Schließlich atmete sie aus. Ihre schmalen Schultern fielen unter dem Gewicht einer weiteren Enttäuschung nach vorn.

Sie seufzte, schüttelte ihre schwarzen Locken und verteilte Wassertropfen nach allen Seiten. Es hatte keinen Sinn. Da war kein Gesang. Keine Geschichte. Keine schöne Frauenstimme, die ihr ein Ständchen brachte. Keine Antworten auf die Geheimnisse des Lebens, die darauf warteten, wie eine Brombeere gepflückt zu werden. Sie hörte lediglich das vertraute Geräusch der Äste, die vom Wind gerüttelt wurden, und der Blätter, die sich sanft hin und her bewegten.

Doch auch wenn sie hartnäckig schwiegen, wusste Daphne, dass die zitternden Blätter ihr etwas zu sagen hatten.

Sie sagen mir, dass es an der Zeit ist, nach Hause zu gehen.

Sie schlüpfte mit ihren sandverkrusteten Füßen in ihre Sneaker.

Yia-yia wartet auf mich. Es ist Zeit heimzugehen.

1

KORFU

Heute

»Da bist du ja!« Popis akzentuiertes Englisch hallte durch den Flughafen, als sie durch den Terminal rannte. Sie schob ein paar Touristen zur Seite und bahnte sich mit ihrer beeindruckenden Statur einen Weg durch die Menge, um ihre Lieblingscousine gebührend zu empfangen.

»Mein Gott, lass dich anschauen! Wie dünn du geworden bist! Gestern Abend habe ich zum Dinner ein Hähnchen verzehrt, das größer war als du.«

Daphne stellte ihr Gepäck in der Mitte der Rampe für ankommende Fluggäste ab. Sie hörte die Protestrufe und Flüche der anderen Passagiere, als diese versuchten, sich an ihrem Gepäck vorbeizumanövrieren, aber sie machte sich nichts daraus. Rein gar nichts. Es war sechs Jahre her, dass Daphne in Griechenland gewesen war, lange sechs Jahre, und sie würde keinen Moment länger warten, sich in die weichen offenen Arme ihrer Cousine zu werfen. Popi und Daphne hatten sich, genauso wie ihre yia-yias, die Schwestern waren, stets besonders nahegestanden. Popis Großmutter war gestorben, als Popi noch ein Baby war. Yia-yia hatte ihren Platz eingenommen, hatte Popi großgezogen und liebte sie wie ihre eigene Enkelin.

»Es tut so gut, dich zu sehen«, rief Daphne, breitete ihre dünnen, aber straffen Arme aus und schmiegte sich an Popis weichen Busen.

Popi kreischte vor Freude. Sie konnten sich ewig nicht voneinander lösen, bis Popi schließlich einen Schritt zurücktrat, um Daphne besser begutachten zu können.

»Mager, ja, aber auch hübsch. Ach, Daphne, dein Stephen kann sich glücklich schätzen. Was für eine schöne Braut du abgeben wirst.« Popi klatschte vergnügt in die Hände. Doch dann hielt sie plötzlich inne, legte den Kopf schief, kniff die Augen zusammen und beugte sich vor, um ihre Cousine näher in Augenschein zu nehmen. »Du siehst verändert aus.«

»Ich habe ein bisschen abgenommen.«

»Nein, verändert«, beharrte Popi und deutete mit dem Finger auf Daphnes Gesicht.

Daphne berührte die frisch operierte Nase. Sie und Stephen hatten über die Prozedur gelacht, sie als die kosmetische Version einer ethnischen Säuberung bezeichnet. »Ach so, meine Nase. Ich habe sie richten lassen.«

»Richten lassen? War sie gebrochen?«

»Nein, sie war einfach zu groß.« Daphne lachte auch jetzt, während Popi sich an die eigene typisch griechische Nase fasste.

»Ich hatte nachts Atemprobleme, und der Arzt sagte, das würde helfen.«

Popi wartete keine weitere Erklärung ab. »Meine Cousine heiratet einen reichen *Amerikano*. Du kannst dir alles kaufen, was du willst, sogar eine neue Nase.« Sie kicherte. »Ich freue mich so für dich, Daphne. Zwick doch mal deine Lieblingscousine, damit etwas von deinem Glück auf mich

abfärbt. Für mich gibt es in Griechenland keinen Mann mehr.« Popi spuckte angewidert auf den Boden.

Daphne amüsierte sich über die Theatralik ihrer Cousine, wusste aber, dass deren Klage der Wahrheit entsprach. Da Popi mit vierunddreißig immer noch Single war, war sie nach traditionellen griechischen Maßstäben eine alte Jungfer. Sicherlich hatte sie sich mit Männern getroffen, aber keiner hatte sie länger als ein paar Wochen interessiert. Doch so sehr Popi sich auch über den Mangel an Männern in ihrem Leben beklagte, sie war anders als die anderen Griechinnen, die ihre Ansprüche herunterschraubten, Hauptsache, sie bekamen einen Ehemann. Popi hatte genau wie ihre Cousine Daphne immer mehr gewollt.

Daphne griff hinter sich und zog die fünfjährige Evie, die sich hinter dem Rock der Mutter versteckt hatte, nach vorn. »Popi, das ist Evie.«

»Ah, was für ein Engel!«, kreischte Popi, dieses Mal noch lauter als sonst. Sie beugte sich vor und kramte in ihrer Handtasche herum. »Wo ist es denn nur? Ich weiß, es muss irgendwo hier sein«, murmelte sie und durchwühlte ihre mit Schlüsseln, Zigarettenpackungen und Bonbonpapier gefüllte geräumige braune Ledertasche.

Evie schwieg. Sie starrte einfach nur diese Fremde an, die ihrer Mutter sehr ähnlich sah, auch wenn sie in jeder Beziehung üppiger war. Das kleine Mädchen umklammerte die Hand der Mutter und versuchte, sich erneut hinter Daphne zu verstecken.

»Okay, du bist ein bisschen schüchtern, das geht schon in Ordnung«, erklärte Popi ihr. Schließlich fand sie, was sie gesucht hatte, und kramte einen kleinen Stoffhund hervor. »Ich dachte, er gefällt dir vielleicht.«

Evies Verhalten änderte sich beim Anblick des kleinen Hundes ruckartig. Ihre Zurückhaltung schien sich aufzulösen, als sie einen Schritt auf Popi zuing. Das kleine Mädchen lächelte, als sie das ihr dargebotene Geschenk entgegennahm und an sich drückte.

»Was sagst du, Evie?«, wollte Daphne wissen.

»Danke«, erwiderte die Kleine pflichtschuldig.

»Evie, ich bin Penelope, die Cousine deiner Mutter, aber du kannst mich Thea Popi nennen.« Im Gegensatz zu den USA, wo Popi als Evies Cousine gegolten hätte, wurde sie in Griechenland als Evies Tante angesehen. Bei den Griechen wurde der Generationsunterschied immer respektiert, wurde niemals außer Acht gelassen. Jemanden *thea* oder *theo*, Tante oder Onkel, zu nennen, war häufig eher ein Zeichen des Respekts als der familiären Verbundenheit.

»Ich weiß, das ist ein witziger Name«, fuhr Popi fort. »Aber deine Mutter hat ihn mir gegeben. Schande über dein Haupt, Daphne.« Popi blickte hoch und deutete mit ihrem Wurstfinger auf ihre Cousine, bevor sie sich erneut Evie zuwandte.

»Als deine Mutter und ich kleine Mädchen waren, genau wie du jetzt«, sagte Popi und berührte mit der Fingerspitze Evies Nase, »lebte meine Familie ein paar Jahre lang in New York. Deine Mutter und ich, wir standen uns sehr nahe. Wie Schwestern.« Popi strahlte. »Deine Mutter hat sich nach Kräften bemüht, aber es half alles nichts, sie konnte meinen Namen einfach nicht aussprechen. *Pee-ne-lo-pee*. Kannst du *Penelope* sagen?«

»*Pee-ne-lo-pee*«, wiederholte Evie.

»Das ist perfekt.« Evies Rücken straffte sich, als Popi

das Wort »perfekt« aussprach. Das Kind schien vor ihren Augen um einige Zentimeter zu wachsen.

»Aber deine Mutter ...«, Popi trat einen Schritt auf Evie zu, »deine Mutter war nicht so perfekt. Sie konnte meinen Namen einfach nicht aussprechen. Also begann sie, mich Popi zu nennen. Nun nennt mich jeder so.«

Evie schaute zu ihrer Mutter hoch. »Mommy, warst du mal ein kleines Mädchen?«

»Ja, Evie, war ich, aber das ist schon lange her.« Daphne blickte auf ihre Tochter hinunter und erinnerte sich, wie sie einst so jung, so unschuldig und so begierig darauf gewesen war, die Geschichten der Erwachsenen zu hören.

»Kommt, gehen wir!« Popi klopfte sich den grauen Staub des Flughafens von Korfu vom schwarzen Rock. »Wir fahren direkt zur Wohnung, damit ihr duschen und euch etwas erholen könnt. Evie, bist du müde?«

Evie schüttelte verneinend den Kopf und griff nach ihrem kleinen pinkfarbenen Koffer.

»Im Flugzeug konnten wir richtig gut schlafen«, sagte Daphne, als sie ihr Gepäck einsammelte. »Wir sind erste Klasse geflogen, da gibt es Sitze, die man in ein Bett verwandeln kann. Ich meine richtige flache Betten.« Sie umfasste die Griffe der zwei großen schwarzen Rollkoffer und legte sich den weißen Kleidersack, der ihr Hochzeitskleid enthielt, über den Arm.

»Komm, ich helf dir, lass mich das tragen«, bot Popi an und nahm Daphne den Kleidersack ab.

»Was für ein Unterschied zu der Zeit, als wir Kinder waren, nicht wahr, Popi?«

»Was für einen Unterschied doch ein reicher amerikanischer Ehemann ausmacht«, schnaubte Popi. Sie streckte

Evie die Hand hin. Das kleine Mädchen zögerte, hob aber dann die zarte Hand, um nach der Hand ihrer Tante zu greifen.

Während sie durch den Terminal gingen, meinte Popi: »Ich muss auch einen Ehemann finden. Einen reichen Amerikaner. Und du wirst mir dabei helfen, okay?«

»Einen wie Stephen?«, wollte Evie wissen.

Popi wiegte den Kopf hin und her. »Ja, genau wie Stephen. Ich will einen attraktiven, reichen *Amerikano*, der mich glücklich macht und die ganze Zeit zum Lachen bringt.« Popi kitzelte Evis Handfläche mit den Fingernägeln.

Hand in Hand gingen Popi und Evie weiter. Daphne jedoch blieb im stickigen Terminal stehen, spielte mit ihrem Brillantring und sah Tochter und Cousine nach, die gerade durch die Schiebetüren gingen und in das Sonnenlicht von Korfu eintauchten.

Als Daphne sich anschickte, ihnen zu folgen, vernahm sie einen Klingelton aus der Tiefe ihrer Handtasche. Sie wühlte einen Moment lang in der Tasche herum, fand das Handy aber gerade noch rechtzeitig, bevor sich die Mailbox einschaltete.

»*Yia sou*, Grüße aus Korfu.«

»Nun, wie ich sehe, bist du gelandet. Wie ich hoffe, heil und gesund.« Es war Stephen, der aus New York anrief.

»Heil und gesund. Und ich kann es kaum erwarten, bis du auch hier bist.« Sie klemmte sich das Handy unters Ohr, fasste erneut nach den Koffern, setzte die Rollen in Bewegung und trat aus dem Terminal in die trockene Nachmittagshitze.

Daphne und Evie genossen auf der zehnminütigen Fahrt zu Popis Wohnung in Korfu, der Hauptstadt der gleichnamigen Insel, den Blick auf die vorbeiziehende Landschaft. Die beiden Frauen machten Evie auf bestimmte Dinge aufmerksam.

»Siehst du die winzige grüne Insel dort im Wasser?«, fragte Daphne und deutete aus dem Fenster.

»Ja, ich sehe sie«, erwiderte Evie.

»Das ist Pontikonissi.«

»Was bedeutet das?«

Popi mischte sich ein. »Daphne, ich weiß, sie spricht nicht fließend, aber sie wird doch sicher ein paar Worte Griechisch beherrschen?«, fragte Popi und warf ihrer Cousine einen Blick aus dem Augenwinkel zu.

Daphne ignorierte Popis Frage und antwortete stattdessen ihrer Tochter.

»Das heißt auf Griechisch Mäuseinsel, Schatz. Siehst du den langen weißen Pfad, der zum alten Kloster hinaufführt? Es heißt, dieser Pfad erinnere an einen Mäuseschwanz.«

Daphne lachte bei der Erinnerung daran, dass sie als kleines Mädchen angenommen hatte, der Name der Insel bedeute, dass sie von Riesenmäusen bewohnt werde. Doch als Teenager hatte sie sich gefreut zu erfahren, dass Odysseus bei seiner *Odyssee* genau dort Schiffbruch erlitten hatte. Sie war gern über die Insel geschlendert, über die alten Wege, und hatte sich unter den majestätischen Zypressen Tagträumen hingegeben – hatte überlegt, ob diese ihr schließlich ihre Geheimnisse zuflüstern würden. Aber das Flüstern der Zypressen erwies sich genau wie die Reisen von Odysseus als eine Legende.

»Und da drüben, das ist mein Café.« Popi deutete auf

ein weitläufiges am Wasser gelegenes Café im Freien, in dem sie seit zehn Jahren als Kellnerin arbeitete. An den Tischen drängten sich Touristen und Einheimische. »Evie, wenn du mich besuchst, serviere ich dir das beste und größte Eis auf ganz Korfu. Es wird so groß wie dein Kopf sein, mit zwei Wunderkerzen darauf.«

»Wirklich so groß wie mein Kopf?« Sie umfasste ihren Kopf mit den Händen, um eine Vorstellung zu bekommen, wie groß das Spezialeis sein würde.

»Wenn nicht noch größer.« Popi lachte und warf Evie im Rückspiegel einen Blick zu.

»Ist das da oben eine Burg?« Evie richtete sich in ihrem Sitz auf und deutete auf die alte Festung oberhalb der zerklüfteten grauen Halbinsel.

»Ja, das ist die Frourio«, erwiderte Popi. »Sie wurde vor vielen, vielen Jahren errichtet, um unsere Insel vor Piraten zu schützen.«

»Piraten«, rief Evie und ihre langen dunklen Wimpern flatterten. »Gibt es hier Piraten?«

»Nein, es gibt keine Piraten mehr, Evie *mou*«, erklärte Popi. »Aber vor langer, langer Zeit erzählte mir meine Mama, dass man manchmal die Stimmen der Geister hören kann, wenn man nachts durch die Festung streift.«

Daphne hüstelte, um ihre Cousine zum Schweigen zu bringen, doch ohne Erfolg. Popi fuhr mit ihrer Geschichte fort.

»Sie sagte, manchmal könne man hören, wie die Seelen um Erbarmen flehten, um ihr Leben bettelten. Sogar kleine Kinder rufen nach ihren Müttern.«

Evie wimmerte.

»Evie, Liebling, das sind nur dumme alte Inselgeschich-

ten«, sagte Daphne. »Hab keine Angst.« Sie befürchtete bereits, der Jetlag könne verhindern, dass Evie einschlafen würde. Und da Popi unbedingt ihre Geistergeschichten loswerden wollte, würde sich Evie zu allem Überfluss noch mit Albträumen herumschlagen müssen.

Daphne hatte Popi nie von den Albträumen erzählt, von denen Evie in den letzten Jahren bei Nacht gequält wurde. Wie konnte sie, eine alleinstehende Frau, verstehen, wie es war, jede Nacht ein verängstigtes Kind zu trösten? Wie konnte sie verstehen, wie es war, wenn man niemanden hatte, den man wachrütteln und dem man zuflüstern konnte: Nun bist du an der Reihe, zu ihr zu gehen. Daphne hatte sich nach jemandem gesehnt, der das Bett mit ihr teilte und Evies und ihre eigenen Albträume linderte. Lange Zeit hatte sie, wenn sie Evies nächtliche Schreie hörte, die Hand ausgestreckt, jedoch nur Leere neben sich ertastet und die kleine Kuhle, wo Alex einst gelegen war.

Es kam ihr noch immer unwirklich vor: An einem Abend hatten sie noch nebeneinander vor der Wiege ihrer Tochter gestanden und sich an den Händen gehalten, am nächsten war er nicht mehr da. War viel zu früh von ihnen gegangen. Daphne war plötzlich allein gewesen und hatte verzweifelt überlegt, wie sie ohne ihn weiterleben und Evie aufziehen sollte. Aber irgendwie hatte sie es geschafft. Die letzten Jahre waren jedoch sehr einsam und schwierig gewesen. Aber das war vorbei; sie stand jetzt vor ihrer Hochzeit. Bald würde sie Mrs. Stephen Heatherton sein. Daphne betete, dass damit die Albträume und die Tränen der Vergangenheit angehörten.

»Vor langer, langer Zeit haben wir alle Piraten vertrieben«, erklärte Popi der kleinen Evie, als Daphne ihre Ge-

danken abschüttelte. »Jetzt müssen wir uns nur noch vor riesigen Seeungeheuern fürchten«, lachte Popi, aber Evie wimmerte erneut.

»Popi, sei still!«, bat Daphne. »Das ist nicht lustig.« Die Verzweiflung in ihrer Stimme verriet, dass sie nicht scherzte.

»Evie *mou*«, sagte Popi, »Thea Popi hat nur Spaß gemacht. Es gibt hier keine Seeungeheuer, großes Ehrenwort.« Popi warf Evie durch den Rückspiegel einen Blick zu und wandte sich dann an Daphne.

»Daphne *mou, ti eheis?* Was ist los?«, fragte Popi auf Griechisch in dem Wissen, dass Evie es nicht verstehen würde.

Daphne wusste, dass Popi niemals begreifen würde, was sie durchgemacht hatte und wie sehr sich alles verändert hatte, wie sehr sie selbst sich verändert hatte. Nach Alex' Tod gab es kein Lachen mehr in Daphnes Leben, nur noch ein forderndes, untröstliches Baby, einen immer größer werdenden Stapel von Rechnungen und die ständige Angst, dass sie all dem allein nicht gewachsen war.

Daphne legte die Hand auf das Knie ihrer Cousine. »Popi, es tut mir leid, es ist nur so, dass mich zurzeit alles nervös macht«, sagte sie jetzt nur. Vielleicht ergab sich eine andere Gelegenheit, Popi mehr zu erzählen, vielleicht war es aber auch besser, alles Leid hinter sich zu lassen.

Popi nahm die Hand vom Lenkrad und tat das Missverständnis mit einer abwehrenden Geste ab. »Ist schon in Ordnung, Schatz. Aber ich frage mich so langsam, was mit meiner Cousine passiert ist. In unserer Familie finden wir immer eine Gelegenheit zu lachen, auch wenn es uns zum Heulen zumute ist.«

Die beiden Frauen verflochten ihre Finger, wie sie es als

Kinder getan hatten, wenn sie die Inselfade entlanggetollt waren. Daphne wandte das Gesicht ab und lehnte sich aus dem Fenster, als ob die Inselluft das Missverständnis und die allzu vertraute Traurigkeit mit sich davontragen könnte.

Bald waren sie bei Popis Wohnung angelangt. »Es ist alles noch so, wie du's in Erinnerung hast, oder?«, fragte Popi, als sie den Wagen parkten und ausstiegen. »Komm, Evie, ich führ dich hinein.«

Popi schloss die Hintertür auf.

Sie schnappte sich Evies Koffer und legte sich wieder den Kleidersack über den Arm, bevor sie nach Evies Hand griff. »Hierher kam deine Mutter, wenn sie zu Besuch war. Wir hatten riesigen Spaß zusammen. Wir müssen wirklich einen Mann für mich finden, damit du Cousins und Cousinen bekommst, mit denen du spielen kannst, so wie deine Mutter und ich es getan haben. Vielleicht bringt Mr. Stephen ein paar gut aussehende *Amerikanos* mit zur Hochzeit. Was meinst du?«

Evie lächelte und kicherte insgeheim, als sie die kühle Eingangshalle betraten und die weiße Marmortreppe hinaufstiegen.

»Wenn du einen Jungen kennenlernst, musst du ihn vielleicht küssen.«

»Meinst du?« Popi nahm den verlockenden Köder, den ihr Evie gerade dargeboten hatte, bereitwillig an.

»Küsst deine Mommy Stephen?«

»Nein! Igittigitt«, kreischte Evie, als sie die gewundene Treppe hinauf lief. Ihr Lachen hallte in der Eingangshalle wider.

Daphne fuhr mit dem knarrenden Aufzug in den zwei-

ten Stock und rollte die Koffer in die sonnenüberflutete Diele der Wohnung.

Als das gesamte Gepäck in der Wohnung abgeladen war, führte Popi ihre Gäste ins Wohnzimmer. Sie lächelte das kleine Mädchen an und sagte: »*Ella*, Evie. Deiner Mutter und mir würde eine schöne Tasse *kafe* guttun, aber ich bin zu müde, um sie zuzubereiten. Willst du so freundlich sein? Ich gehe jede Wette ein, du machst ihn genauso gut wie deine Mama.«

»Ich weiß nicht einmal, was das ist«, erwiderte Evie und zuckte die Schultern.

»Aber Evie.« Popi stemmte die Hände in die Hüften. »Jeder Grieche muss *kafe* machen können, sogar die Kleinen wie du.«

»Aber ich bin keine Griechin, ich komme aus New York«, protestierte Evie.

Popi legte die Hände wie im Gebet zusammen und ließ einen leichten Seufzer hören. »Evie, versprich mir, dass du so etwas nie zu Yia-yia sagst.« Sie wandte sich Daphne zu. »Liebe Cousine, Yia-yia wird dich umbringen, wenn sie das hört.« Popi bekreuzigte sich und murmelte so leise, dass nur Daphne es hören konnte: »Dieses Kind hat nichts von einer Griechin, nicht die Spur.«

Daphne drehte ihren Verlobungsring hin und her. Sie hatte sich nie vorstellen können, dass Evie so aufwachsen würde. Sie hatte immer vorgehabt, mit Evie Griechisch zu sprechen, weil sie wusste, dass dies die einzige Möglichkeit darstellte, sie zweisprachig aufzuziehen, wie es bei Daphne der Fall gewesen war. Doch in Manhattan sind Nannys, die Griechisch sprechen, eine Rarität. Und da Daphne zwölf Stunden von zu Hause weg war und beim Heimkommen

nur noch *kali nichta* statt Gute Nacht sagen konnte, schien das Ganze keinen großen Unterschied zu machen. Nach einer gewissen Zeit hatte sie den Versuch aufgegeben.

»Komm.« Popi kniff die Augen zusammen und gab Evie ein Zeichen, ihr in die geräumige helle Küche zu folgen. »Deine Thea bringt es dir bei. Und jetzt lernst du, wie man Frappé macht.«

»Ich dachte, wir machen Kaffee.«

»Frappé ist Kaffee, kalt und köstlich. Und es macht großen Spaß, ihn zuzubereiten. Du wirst schon sehen.«

Popi machte sich an den Griffen eines wuchtigen Küchenschanks zu schaffen, dessen Glasvorderseite mit einem makellos weißen Spitzendeckchen abgedeckt war. Die Glas-türen öffneten sich klirrend. Sie nahm drei hohe Gläser vom obersten Regal und stellte sie auf den mit einem Wachs-tuch überzogenen Tisch. Dann holte sie eine Dose Nescafé heraus und zwei Plastikbecher mit Deckel und reichte sie Evie, einen nach dem anderen.

»Hier, stell sie bitte auf den Tisch.«

Schließlich tapste sie zum Kühlschrank und holte einen Eimer mit Eiswürfeln aus dem Gefrierfach sowie eine große Flasche mit gefiltertem Wasser heraus.

»Deine Mutter mag eine berühmte Köchin sein, Evie, aber ich bin berühmt für mein Frappé. Ich verrate dir jetzt mein Geheimrezept.«

Daphne war ihnen nicht in die Küche gefolgt, weil sie sich um das Gepäck kümmern wollte, aber Evies Frappé-Unterricht war zu amüsant, um ihn zu verpassen. Sie schlüpfte aus ihren schwarzen Slingpumps, da sie nicht wollte, dass das Klicken ihrer Absätze sie verriet, wenn sie sich auf Zehenspitzen den Gang entlang zur Küche schlich.

Sie blieb unter dem Türbogen aus Holz stehen und beobachtete, wie Popi ihre Tochter anwies, einen Teelöffel Nescafé in jeden der Plastikbecher zu geben und Wasser, Eis und etwas Zucker hinzuzufügen.

»Drück jetzt die Deckel auf die Becher und achte darauf, dass sie wirklich fest geschlossen sind. Wir wollen keine Missgeschicke in meiner hübschen kleinen sauberen Küche«, ordnete Popi an.

Evie tat, wie ihr befohlen, und drückte dann mit ihren kleinen rosa lackierten Fingernägeln die Deckel fest. Sie hielt Popi die Becher unter die Nase, damit sie sie überprüfen konnte.

»Gut. Perfekt. Ganz fest verschlossen. Jetzt kommt der lustige Teil, wir schütteln die Becher kräftig durch.«

Popi nahm jeweils einen Becher in die linke und in die rechte Hand und schüttelte sie, wie ein Vulkanausbruch weiblichen Fleisches – Arme, Füße, Hüften, Beine, schwarze Locken und Brüste bewegten sich auf und ab und in jede Richtung. Evie strahlte.

»Evie *mou*, das Geheimnis eines großartigen Frappés ist, dass man ihn ordnungsgemäß schüttelt.« Um ihre aufmerksame Zuhörerinnen zu erfreuen, riss sie die Arme hoch und schüttelte die Plastikbecher mit dem Frappé Richtung Decke, wirbelte sie herum und schüttelte sie, als wäre sie die Hauptattraktion in einem Bouzouki-Nightclub. Evie war entzückt.

Daphne versuchte, das Lachen zu unterdrücken, als sie Popis Frappé-Ritual beobachtete. Sie freute sich, dass zwanzig Jahre und zwanzig Pfund mehr Popis Temperament nicht gezügelt hatten. Daphne konnte sich nicht erinnern, wann sie sich das letzte Mal so unbeschwert gefühlt hatte.

Es war jetzt an der Zeit einzugreifen. »So macht man keinen Frappé«, sagte sie herausfordernd. »Frappé macht man *so*.« Sie nahm Popi einen Becher aus der Hand, griff nach der Hand ihrer Tochter und wirbelte ihr kleines Mädchen und den Becher wild herum, bis Evie kichernd zu Boden fiel. Sie wandte sich Popi zu und streckte die Hand aus. Die Cousinen schnipsten mit den Fingern, drehten die Handgelenke und ließen die Hüften so geschickt kreisen wie an dem Abend, als sie eine Gruppe italienischer Touristen im Bauchtanz unterrichtet hatten.

»*Opa*, Cousine. Los geht's!«, rief Popi, hob die Hände über den Kopf und klatschte.

»*Opa*, Popi *mou*«, rief Daphne. Sie fühlte sich bereits so frei, glücklich und voller Leben, wie es seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen war.

2

Vor dem Einschlafen erinnerte Daphne sich an eine Nacht vor ein paar Monaten. Der Traum, dass Yia-yia bei ihr war, hatte sich so realistisch angefühlt. Yia-yia war so nah, dass Daphne ihr Gesicht erkennen und den Geruch des Küchenfeuers in den Kleidern riechen konnte. Als Stephen sie wachrüttelte, saß sie aufrecht im Bett, die Arme in der Dunkelheit ausgestreckt, als wolle sie Yia-yias wettergegerbte Haut berühren. Selbst bei der Hektik der Essenszubereitung am nächsten Abend im Restaurant war Daphne ganz ruhig gewesen, weil sie dachte, Yia-yia sei bei ihr. Sie wusste, dass es töricht war, aber sie hatte das Gefühl, als könne sie spüren, wie Yia-yias Hand jeden Schnitt mit ihrem Messer, jeden Handgriff beim Würzen oder Drehen ihrer Pfanne leitete.

Daphne wusste im tiefsten Inneren, was sie tun musste. Sie verstand nicht, warum, aber sie spürte einfach das überwältigende Bedürfnis, nach Hause zu Yia-yia zu fahren. Sie war immer eine gewissenhafte, verantwortungsbewusste Enkelin gewesen. Jede Woche rief sie Yia-yia an, und jeden Monat begab sie sich zum Postamt und schickte ihr Karten und Fotos, zwischen die sie Zwanzigdollarscheine schmuggelte. Bestürzt stellte sie fest, dass sie Yia-yia seit sechs Jahren nicht mehr besucht hatte. Dabei hatte sie immer vor-

gehabt, zurückzugehen, Evie nach Hause zu bringen. Aber ihre Aufgaben als alleinerziehende Mutter und Restaurantbesitzerin hatten sie so in Anspruch genommen, dass die Zeit wie im Flug vergangen war.

Es hatte ein wenig Überzeugungsarbeit gekostet, Stephen davon abzubringen, eine offizielle Hochzeitsfeier mit zweihundert Gästen auszurichten, und gegen eine schlichte kleine Feier auf Errikousa einzutauschen, aber jetzt war sie hier.

Tagelang hatten sie nur ein Thema. Stephen schien immer aufmerksam zuzuhören, Daphnes Wunsch, Yia-yia zu besuchen, zu verstehen, doch er war unnachgiebig, wenn es darum ging, statt einer pompösen New-England-Hochzeit eine bäuerliche Inselhochzeit zu feiern. Schließlich gab er jedoch nach. Den Ausschlag hatte die Caldera gegeben. Daphne hatte Stephen Fotos von spektakulären Sonnenuntergängen auf Santorin gezeigt, die von einer prachtvollen Villa auf weißen Klippen oberhalb des Meers mit Blick auf die Vulkankaldera der Insel aufgenommen worden waren. In minoischer Zeit hatte ein katastrophaler Vulkanausbruch die Insel dezimiert, sie in eine atemberaubende halbmondförmige Touristenattraktion verwandelt. Als sie ihm erklärte, dass sie die Villa für die Flitterwochen mieten könnten und ihre Cousine Popi auf Evie aufpassen konnte, sodass sie ihre Flitterwochen allein verbringen würden, war er endlich bereit, die Hochzeit in Griechenland zu feiern. Stephen bekam, was er wollte: kostbare Zeit allein mit seiner jungen Frau, und Daphne fuhr heim zu Yia-yia. Jeder kam auf seine Kosten.

Trotz der abgenutzten Matratze im kargen hinteren Schlafzimmer in Popis Wohnung und dem Geschirrgeklap-

per vom Restaurant unten, hatte Daphne seit Jahren nicht mehr so gut und so ausgiebig geschlafen.

Sie hätte sogar noch länger geschlafen, hätte sie nicht der vertraute Klingelton ihres Handys aufgeweckt. Bestimmt war es Stephen.

»Guten Morgen, Liebling.« Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen.

»Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe, du bist sicherlich noch ganz erschöpft.« Sie konnte hören, wie er während des Redens etwas in seinen Computer eintippte.

»Nein, mir geht's gut, ja sogar großartig. Wie läuft's in New York?«

»Viel Arbeit und viel Einsamkeit. Ich hasse es, in dem großen Bett ohne dich zu schlafen. Ich versuche gerade, hier alles Mögliche zu regeln, damit ich eine ehrenwerte Frau aus dir machen kann. Hast du irgendwas vergessen oder soll ich dir etwas Bestimmtes mitbringen? Etwas, das du brauchst?«

»Nichts außer dir. Ich kann kaum erwarten, dass du hier bist und alle kennenlernst.«

Popi betrat das Zimmer mit einem Tablett mit Frappé, frischen Feigen und *tsoureki*, dem Hefekranz, den Daphne so sehr mochte, sich aber nicht mehr genehmigt hatte, seit die Ernährungsberaterin, die sie engagiert hatte, ihr befahl, jede Art von Weißbrot von ihrem Speiseplan zu streichen. Daphne bemerkte, mit welcher Leichtigkeit ihre Cousine das schwere Tablett mit einer Hand jonglierte und ihr mit der anderen den Kaffee servierte. Popis Bewegungen waren geschmeidig, schienen mühelos zu sein. Aber Daphne wusste es besser. Der Job im Restaurant war Knochenarbeit, und es brauchte Jahre, bis man eine derartige Geschicklichkeit entwickelte.

»Wenn wir auf Errikousa sind, rufe ich dich an. Ich liebe dich«, sagte Daphne, bevor sie das Handy ausschaltete und sich im Bett aufsetzte. Sie deutete auf den Platz neben sich.

»Was hatte mein neuer Cousin zu sagen?«, fragte Popi und stellte das Tablett auf dem Bett ab.

»Er wollte einfach wissen, ob bei uns alles okay ist.« Als sich Popi neben sie setzte, nahm sie einen Bissen von dem *tsoureki*. »Und er hat sich gefragt, welchen seiner reichen, sehr attraktiven und sehr einsamen Freunde er dir vorstellen soll«, scherzte Daphne und wischte sich ein paar Krümel vom Schoß.

»Weißt du, Daphne, das ist nicht witzig«, sagte Popi.

»Hm, wer wird denn so humorlos sein?« Daphne lachte, als Evie das Zimmer betrat und ihren Stoffhund an sich drückte.

»Ella, Evie. Komm zu deiner Thea.« Popi deutete auf den Platz neben sich. »Bevor wir nach Errikousa fahren, musst du ein paar Dinge über unsere winzige Insel erfahren. Sie ist zwar nur ein paar Meilen von hier entfernt, aber ganz anders.«

Daphne hatte Yia-Yias Insel immer als einen wunderschönen, magischen Ort beschrieben, und Evie wollte unbedingt wissen, was Popi darüber zu sagen hatte. Erwartungsvoll blickte sie zu ihrer Tante hoch.

»Als Erstes musst du Ausschau nach den Schwarzen Witwen halten«, warnte Popi.

»Ich hasse Spinnen.« Evie grub die Fingernägel in das Fell des Hundes und drückte ihn noch enger an sich.

»Das sind keine Spinnen«, lachte Daphne. »Popi meint die geifernden Schwestern.« Sie wandte sich Popi zu. »Sind die immer noch da?«

»Ja, natürlich«, erwiderte Popi. »Evie, du musst immer eine Serviette dabeihaben. Das ist sehr wichtig.«

»Warum, Thea Popi?«

»Wenn du auf Errikousa von Bord gehst, wirst du viele *yia-yias* sehen, die am Hafen warten. Wenn das Fährboot einläuft, strömen sie alle aus ihren Häusern, um zu sehen, wer ankommt und wer wegfährt. Und dann gehen sie wieder heim und tratschen. Sie heißen gern jeden, der auf die Insel kommt, willkommen, indem sie ihn zweimal auf die Wange küssen.« Popi beugte sich zu Evie hinunter und küsste sie auf ihre weichen rosigen Wangen. »Genau so. Aber im Gegensatz zu deiner Thea Popi geben viele der *yia-yias* feuchte, saftige Küsse.« Evie zog eine Grimasse, als Popi fortfuhr: »Deshalb brauchst du eine Serviette, um die feuchten *yia-yia*-Küsse abzuwischen. Okay?«

»Das ist ja ekelig.« Evie rümpfte die Nase. »Ich geh jetzt fernsehen«, verkündete sie und hüpfte hinaus. Daphne und Popi hörten, wie der Fernseher eingeschaltet wurde. Evie kicherte, als Bugs Bunny *karrota* kaute statt Karotten.

»Das ist eine Möglichkeit, ihr die Sprache beizubringen. Was ihre Mutter versäumt, erledigt vielleicht Bugs Bunny«, grinste Popi verschlagen. Daphne schüttelte nur den Kopf und rang sich ein leicht gezwungenes Lächeln ab.

Um das Thema zu wechseln, sprang Daphne aus dem Bett und ging hinüber zu dem weißen Kleidersack, der über der Schranktür hing. »Nicht zu fassen, dass ich dir mein Kleid noch nicht gezeigt habe«, sagte sie, öffnete den Reißverschluss des Kleidersacks und enthüllte das cremefarbene Kleid aus Seide und Spitze. Beifallheischend wandte sie sich an ihre Cousine.

»O Daphne, das ist das schönste Kleid, das ich je gese-

hen habe.« Daphne nahm das Kleid heraus und legte es auf das Bett.

»Findest du wirklich? Ist es nicht ein bisschen zu viel?« Daphne biss sich auf die Unterlippe, als sie sorgfältig den Stoff ausbreitete, damit Popi jedes Detail des trägerlosen Spitzenmieders, der leicht korsettierten Taille und des geraden Seidenrocks begutachten konnte, der mit winzigen Meeres- und Kristallperlen verziert war.

»Zu viel?«, fragte Popi. »Zu viel wofür? Es ist dein Hochzeitskleid. Es sollte etwas Besonderes sein. Und das hier ...«, Popi blickte zu Daphne hoch, als sie mit den Fingern den zarten Spitzensaum entlangfuhr, »das hier ist etwas ganz Besonderes.«

»Gott sei Dank«, bemerkte Daphne und fasste sich mit der linken Hand erleichtert an den Hals. »Ich hatte gehofft, du würdest das sagen.«

Ein bodenlanges Designerkleid zu einer formellen Country-Club-Hochzeit zu tragen, war eine Sache, es zu einer einfachen Feier zu tragen, eine ganz andere. Daphne hatte nie beabsichtigt, eine solch edle Robe zu tragen, auch nicht vor der Änderung der Hochzeitspläne. Aber Stephen hatte sie mit dem Besuch eines eleganten Brautkleidgeschäfts in der Fifth Avenue überrascht. Er hatte sie bei der Hand genommen, in das Geschäft geführt und die sorgfältig gekleideten Verkäuferinnen gebeten, seiner Verlobten bei der Auswahl eines Brautkleids zu helfen, das ihrer Schönheit entspreche. Dann überreichte er der Verkäuferin seine Kreditkarte, küsste Daphne zum Abschied und verließ das Geschäft. Daphne blieb mit einem Glas Champagner in der Hand und einer Menge schöner Brautkleider zur Auswahl zurück.

Die Strahlen der Morgensonne fingen sich in ihrem Brillantring, warfen regenbogenfarbene Lichtpunkte an die weißen Wände des Zimmers. »Komm, sieh dir noch die Rückseite an.« Daphne drehte das Kleid behutsam um und zeigte Popi die Doppelreihe winziger perlenverzierter Knöpfe, die von oben bis hinunter zum Saum reichten.

Popi bekreuzigte sich. »Das ist zu viel! Es ist wirklich zu schön! Aber es gibt da ein Problem.« Als sie ihrer Cousine in die Augen blickte, blitzte Schalk auf.

»Was für ein Problem?«, wollte Daphne wissen, als sie das Kleid nach einem Flecken oder einem Riss absuchte.

»Das Problem ist, dass kein Mann an seinem Hochzeitstag die Geduld aufbringen wird, all die Knöpfe zu öffnen. Dein schönes Hochzeitskleid wird zerrissen werden, wenn er versucht, an das ranzukommen, was sich unter dem Kleid verbirgt.«

Daphne lachte. »Wirklich lustig, Popi. Aber Stephen ist ein geduldiger Mann. Ich glaube nicht, dass ich mir darüber Sorgen machen muss.«

»Du bist verrückt. Kein Mann ist in seiner Hochzeitnacht geduldig.«

»Nun, er hat immerhin zwei Jahre gewartet, bis ich bereit war, mit ihm auszugehen.« Daphne schob das Kleid zur Seite und setzte sich neben Popi aufs Bett.

»Wirklich so lange? Ich weiß nicht, wer von euch beiden verrückter ist – du, weil du dir so lange Zeit gelassen hast, Ja zu sagen, oder er, weil er so lange gewartet hat, während ich die ganze Zeit hier und bereit war, während du die schwer Eroberbare gespielt hast.«

Daphne griff nach einem Kissen und warf es nach ihrer Cousine. »Ich habe nicht gespielt, sondern war einfach

schwer zu erobern, denn ich war nicht bereit, dachte nicht, dass ich es je sein würde.«

Das entsprach der Wahrheit. Nachdem Daphne Alex verloren hatte, konnte sie sich nicht vorstellen, noch einmal der Liebe zu begegnen. Aber irgendwie war dies trotz ihres anfänglichen Widerstrebens und Zögerns, trotz aller Hindernisse und Komplikationen, auf irgendeine wunderbare Weise geschehen.

Sie erinnerte sich an die erste Begegnung. Sie saß dem Kreditsachbearbeiter in der Bank gegenüber, getrennt durch einen riesigen Schreibtisch. Sie benötigte das Darlehen dringend, zappelte auf ihrem Stuhl herum und war begierig, die Papiere schnell auszufüllen, weil sie es sich nicht leisten konnte, Extrastunden für den Babysitter zu zahlen. Als Daphne an jenem Tag die Bank betrat, war sie sich ihrer Situation voll und ganz bewusst. Wenn der Mann hinter dem Schreibtisch das Potenzial ihres Businessplans nicht erkannte, wäre ihr Schicksal besiegelt. Auch sie wäre dann dazu verurteilt, ein Leben lang in einer Imbissbude zu arbeiten.

Als sie dort saß und ihr Projekt vorstellte, versuchte sie, die Miene des Mannes hinter dem Schreibtisch zu deuten. Es gab hoffnungsvolle Momente, wenn er zu ihren Ausführungen nickte, und Momente der Angst, wenn er ausdruckslos vor sich hin starrte. Sie hatte keine Ahnung, wie es sich entwickelte, wusste nur, dass ihr die Zeit davonlief. Als sich die Tür öffnete und der hochgewachsene, tadellos gekleidete Mann mit dem Einstecktuch hereinkam, war sie zunächst verärgert. Er entschuldigte sich wegen der Störung, trat an den Schreibtisch und reichte dem Kreditsachbearbeiter einen Stapel Papiere. Er lächelte zu Daphne

hinab, bemerkte zuerst ihre unter dem Rock zuckenden Beine und dann ihre schwarzgrünen Augen.

»Hallo, ich bin Stephen«, stellte er sich vor und fragte, wer sie sei. Sie nannte ihm ihren Namen und den Grund ihres Kommens und betete insgeheim, der Mann in dem perfekt geschnittenen Anzug könne ihr irgendwie helfen. Er wünschte ihr Glück und zog sich wieder zurück. Sie wusste nicht, warum, aber seine tiefe Baritonstimme hatte sie sofort beruhigt.

Als ein paar Tage später das Telefon läutete und sie die Worte »genehmigt« vernahm, dachte sie unwillkürlich an den makellos gekleideten Mann und überlegte einen flüchtigen Augenblick lang, ob er irgendwie dazu beigetragen hatte.

Die nächsten Monate vergingen wie im Flug. Sie war beschäftigt mit Planen, Bauen, Dekorieren und Kochen. Sie setzte alles daran, das Restaurant zu eröffnen, und der Mann war bald vergessen ... bis zu dem Abend, als er das neu eröffnete Restaurant aufsuchte.

Er saß im hinteren Teil des Restaurants, genoss sein Lammgulasch und nahm jedes Detail des Speiseraums in sich auf. Als sie später aus der Küche kam, entdeckte sie ihn und ging sofort zu ihm, um ihn im *Koukla* willkommen zu heißen. Er bat sie, mit ihm ein Glas Wein zu trinken, und sie unterhielten sich stundenlang. Seine verführerische Stimme schlug sie in Bann, verschaffte ihr aber auch Entspannung. Er erwies sich als glänzender Unterhalter und Verbündeter. Nichts entging ihm. Er erklärte ihr, welche Kellner zu langsam servierten und welche Gerichte besonders gut ankamen.

Fast zwei Jahre lang verbrachten sie viele Abende zu-

sammen bei einem Glas Wein. Allmählich erfuhr sie auch, dass Stephen den Kreditsachbearbeiter überredet hatte. Es wurde deutlich, dass er mehr von Daphne wollte als nur eine Mahlzeit und ein Glas Wein. Anfangs war Daphne unsicher, ob sie bereit war, mehr mit diesem Mann zu teilen, überhaupt mit einem Mann. Aber seine tiefe Whiskystimme schaffte es, ihr Wohlbehagen zu verschaffen, machte es leichter, Ja zu sagen.

Das erste Ja war das schwierigste, dann sorgte er dafür, dass es ihr immer leichter und leichter fiel.

3

»Komm, Daphne, lass uns gehen! Wenn du dich nicht beeilst, verpassen wir noch die Fähre«, rief Popi und verstaute das Gepäck im Kofferraum. Bis zum Hafen war es nur eine kurze Fahrt.

»Und dazu eine Zehn-Uhr-Fähre«, bemerkte Daphne, als sie beim Wagen ankam. »Wie zivilisiert! Ich kann gar nicht glauben, dass wir nicht mehr im Morgengrauen aufstehen müssen, um das *kaiki* zu erwischen.« Sie reichte Popi das letzte Gepäckstück und schloss den Kofferraum.

Es war eine jährliche Tradition gewesen, um sechs Uhr morgens aufzustehen (oder – als die Mädchen älter wurden – die ganze Nacht in den Discos zu verbringen), um die einstündige Fahrt zur kleinen, auf Korfu gelegenen Stadt Sidari anzutreten, wo die Fahrgäste mit Ziel Errikousa zur 90-minütigen Überfahrt an Bord des primitiven und beengten *kaiki* zusammenkamen. Auf dem *kaiki* gab es keine erste Klasse. Vielmehr waren die Fahrgäste eingequetscht zwischen Lebensmitteln, landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Vieh und *yia-yias*, die ihr Leben lang am Wasser lebten, aber jedes Mal, wenn sie ein Schiff betraten, seekrank wurden und sich in den Eimer erbrachen, der herumgereicht wurde. Daphne glaubte, dass es eher der widerliche Gestank des Gemeinschaftseimers war,

der den *yia-yias* Übelkeit bereitete, und nicht die bewegte See.

»Die Fähre ist immer noch in Betrieb, fährt aber nicht mehr so häufig wie früher. Wir haben jetzt Big Al, das Fährboot Alexandros«, erklärte Popi und ließ den Motor an, um die knapp zehnminütige Fahrt zum Hafen zurückzulegen. »Aber es fährt auch nicht jeden Tag. Trotzdem würde ich lieber auf Big Al warten, als auf dem alten *kaiki* zwischen den Hühnern eingepfercht zu sein.«

»Aber was ist mit Ari? Er ist doch hoffentlich noch am Leben?«, rief Daphne. Ari war der berühmte Inselbewohner, der auf Errikousa Ziegen hielt und nach Korfu fuhr, um seinen selbst gemachten Käse zu verkaufen. So sachkundig Ari beim Aushandeln eines guten Preises für seinen Feta war, so mitleiderregend war seine Suche nach einer Frau. Aris lüsterne Blicke und unpassenden Bemerkungen waren sommerliche Initiationsriten für die Mädchen. Wenn er nicht damit beschäftigt war, seine Ziegen zu melken, lauerte er ihnen beim Sonnenbaden auf oder streifte sie »zufällig«, wenn er den Strand entlangging. Doch er schien harmlos zu sein, zumindest hofften sie es. Aber wenn er an ihnen vorbeiging, hatten sie immer ein Gefühl der Unsicherheit, des Missbehagens, ja sogar eine Spur von Angst. Erst in ihren späten Teenagerjahren erkannte Daphne, warum sie manchmal das Gefühl hatte, beobachtet zu werden, wenn sie allein in der Bucht badete. Einmal entdeckte sie ihn, wie er sich hinter einem Baum versteckte, als sie aus dem Wasser kam. Doch er näherte sich ihr nicht, sprach sie auch nicht an, stand einfach da und starrte sie an.

An jenem Tag rannte Daphne den Weg nach Hause und beging den Fehler, Yia-yia davon zu erzählen. Daphne

traute ihren Augen nicht, als die alte Frau sich gebärdete, als sei ihr gerade ein Jugendserum gespritzt worden. Yia-yia griff nach ihrer Gartenmachete und rannte buchstäblich den Hügel hinunter, um Ari aufzuspüren, und es war von entzündeten Fußballen, morschen Knochen oder Arthritis in den Gelenken nichts mehr zu merken. Schließlich fand sie ihn im einzigen Café der Stadt, eine Zigarette in der Hand und einen Frappé vor sich. Yia-yia scherte sich den Teufel darum, dass alle Gäste, die hier ihren Lunch einnahmen, hörten, was sie sagte. Ja, es gefiel ihr sogar, wie sie ihm im Beisein zahlreicher Zeugen androhte, ihn seiner Männlichkeit zu berauben, wenn er es noch einmal wagen sollte, ihrer Enkelin zu nahe zu kommen.

Popi unterbrach ihre Gedanken. »Daphne, mach dir keine Sorgen, Ari ist immer noch da und auf der Suche nach einer Frau. Wenn du magst, kannst du ihn besuchen. Vielleicht überlegst du's dir noch anders und wirst Kyria Ari statt Mrs. American Banker.« Popi schlug aufs Lenk­rad, amüsiert bei der Vorstellung, wie ihre elegante Cousine in einem Haus wohnte, das nur aus einem Raum bestand, und sich ihren Lebensunterhalt durch das Melken von Ziegen verdiente.

»Darüber sollte ich wirklich ernsthaft nachdenken«, lachte Daphne, als sie zum Hafen hinauffuhren.

Die Fahrt mit der Fähre war göttlich. Vorbei war die Zeit der eingeengten Bedingungen und der Holzverschläge auf dem *kaiki*. Big Al war ausgestattet mit soliden Sitzreihen, einer funktionierenden Toilette und sogar einer Snackbar unter Deck. Sie hatten auf dem Oberdeck Platz genommen und unterhielten sich, wobei sie die Landschaft und die Vielfalt der Menschen um sich herum genossen.

Evie war fasziniert von den Delfinen, die die Fähre begleiteten und immer wieder Luftsprünge vollführten. Sie lehnte sich auf die Reling, ganz vertieft in den Anblick der harmonisch abgestimmten Choreografie, wenn sie hochsprangen und wieder untertauchten. Daphne blickte wie gebannt auf das Kaleidoskop von Sonnenlicht und Wasser, das an den Mauern der Höhlen und Grotten glitzerte, die das hartnäckige Ionische Meer vor langer Zeit in die riesigen Klippen von Korfu geätzt hatte. Sie hielt den Atem an, als sie am Canal d'Amore vorbeikamen, wo das Meer im Verlauf von Tausenden von Jahren einen Tunnel durch einen hoch aufragenden Felsen gegraben hatte. Sie kniff die Augen zusammen, um in den Kanal zu schauen, und biss sich auf die Lippe, als sie die zahlreichen schwimmenden Paare sah. Sie erinnerte sich, wie Alex darauf bestanden hatte, dass sie gemeinsam durch den Kanal schwammen, damit ihre Liebe ewig dauerte, wie die Legende verhiess. Daphne überlegte, ob die Liebenden im Wasser eines Tages so wie sie die Erfahrung machen würden, dass diese Geschichte lediglich ein Ammenmärchen war, eine weitere leere Inselverheißung.

»Daphne, schau.« Popi zupfte Daphne am Ärmel. Sie wies mit dem Kopf nach links, auf ein junges Paar, das am anderen Ende des Decks saß. Sie waren braun gebrannt, blond und sahen auf die lässige Art von Rucksacktouristen gut aus. Er war hochgewachsen, mit schulterlangem, von der Sonne ausgebleichnem Haar und durchdringenden blauen Augen. Sie war noch um eine Nuance blonder, schlank und atemberaubend. Er lehnte sich an ihre Rucksäcke, strich ihr übers Haar, und sie schmiegte sich an seine entblößte Brust.



Yvette Manassis Corporon

Das Flüstern der Zypressen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41766-3

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2014

Nach dem Tod ihres ersten Mannes hat die New Yorkerin Daphne sich ihr Glück hart erarbeitet. Nun steht die Tochter griechischer Einwanderer kurz vor ihrer zweiten Hochzeit, doch eine unbestimmte Sehnsucht führt sie zu ihrer Großmutter nach Griechenland. Auf der verwunschenen Insel Erikoussa findet Daphne zurück zu ihren Ursprüngen und zu ihren wahren Sehnsüchten. Als sie von dem tragischen Geheimnis ihrer Großmutter erfährt, ändert sich ihr Leben für immer.